

Bert Hoppe

Königsberg/Kaliningrad nach 1945 aus deutscher Sicht

Im Dezember 1955 widmete „Merian – das Monatsheft der Städte und Landschaften“ seine Ausgabe der Stadt Königsberg. Einem unkundigen Leser wäre beim flüchtigen Durchblättern dieser Nummer wahrscheinlich gar nicht aufgefallen, dass diese Stadt damals schon seit über zehn Jahren nicht mehr in der beschriebenen Form existierte. Die Beiträge des Hefts behandelten die Lebensgewohnheiten und die Kultur, die Sehenswürdigkeiten und kulinarischen Besonderheiten des alten Königsbergs – nur die praktischen Reisetipps, sonst Bestandteil jedes Merian-Hefts, fehlten. Die Geschichte seit 1945 hingegen wurde nur am Rande behandelt, lediglich ein Beitrag beschäftigte sich mit der aktuellen Lage der Stadt. Nur wer die einzelnen Beiträge genau durchlas, fand Hinweise auf die jüngste Vergangenheit – eine Vergangenheit allerdings, mit der sich die Autoren noch längst nicht abfinden konnten. Karl von Bauriedel etwa beschrieb in seinem Beitrag, wie er „in alten Bildern der Stadt spazieren“ geht, und erwähnte erst ganz zu Schluss, dies seien Bilder einer Stadt, die schon längst nicht mehr existiere: „Es sind Fotografien aus dem tiefsten Plusquamperfekt.“ Die Dichterin Agnes Miegel, die von der Redaktion gebeten wurde, über den Dom zu schreiben, schloss ihren Text mit einer Beschreibung der Zerstörung des Doms und der Innenstadt bei den Luftangriffen vom Sommer 1944 – die allerdings so nicht genannt werden. Königsberg geht in ihrem Text im Feuer „der apokalyptischen Reiter“ unter, als sei der Krieg von sagenhaften Gestalten und nicht von Menschen entfesselt worden. Das ist in ihrem Fall umso bemerkenswerter, als sie selbst in der Zeit des Nationalsozialismus den Höhepunkt ihrer Karriere als Dichterin erlebte, 1939 den Ehrenpreis der Hitlerjugend erhielt und 1940 in die NSDAP eintrat.¹ Fritz Gause, ein weiterer Autor des Hefts, argumentierte in seinem Beitrag zur Geschichte Königsbergs kaum reflektierter: Der deutsche Überfall auf Polen sowie auf die Sowjetunion oder überhaupt die Zeit des Nationalsozialismus kommen in seinem Text nicht vor, er springt gleich vom Versailler Vertrag zur Kapitulation des Königsberger Kommandanten Otto Lasch am 10. April 1945. In den Jahrhunderten zuvor hätten die Deutschen in Königsberg mit allen Nachbarstaaten – „auch mit Russland“ – stets im „wirtschaftlichen und geistlichen Austausch“ gestanden, schreibt er, und fährt fort: „Was 1945 aber seine harte Hand auf Königsberg legte, war nicht das Russland, dass der Kaufmann, der Offizier und der Gelehrte gekannt und geschätzt hatten. Es war eine unheimliche, fremde Gewalt als den Tiefen Asiens. Sie machte ‚Kaliningrad‘ zu einer Grenzfestung ihrer Herrschaft.“

Das Merian-Heft erschien zu einer Zeit, als längst noch nicht abzusehen war, wann sich die Deutschen mit den neuen Grenzen abfinden würden, die es erst seit wenigen Jahren gab. Zwar trug Königsberg im Jahre 1955 schon seit neun Jahren

¹ Jürgen Manthey: Königsberg. Geschichte einer Weltbürgerrepublik. München 2005, S. 576–585.

den Namen „Kaliningrad“, und fast alle der bei Kriegsende dort noch lebenden Deutschen waren schon 1948 deportiert worden – Königsberg als deutsche Stadt existierte somit nicht mehr. Trotzdem lebte sie als solche im Gedächtnis der Deutschen weiter – und natürlich vor allem in dem der Vertriebenen. Als die Vertriebenenverbände von 1948 an sogenannte Stadtgemeinschaften gründeten, verstanden sich diese als eine Art Kommunalparlamente im Exil. In den deutschen Atlanten wurde Kaliningrad weiterhin unter seinem Namen Königsberg geführt, und groß war die Empörung der Wochenzeitung „Die Zeit“, als sie in den Amerikahäusern Karten fand, in denen dieser deutsche Name bestenfalls in Klammern als Ergänzung zu finden war.² Trotzig feierte man in Duisburg, der sogenannten Patenstadt Königsbergs, im Jahr 1955 den 700. Jahrestag der Gründung Königsbergs. Das Merian-Heft, das im gleichen Jahr erschienen war, entsprach somit dem vorherrschenden Trend: Statt Trauerarbeit wurde eine Art Geisterbeschwörung betrieben.

Dieser schizophrene Umgang mit der Stadt und die Verweigerung, die Gegenwart anzuerkennen, waren jedoch nicht nur ideologisch bedingt, sondern lagen auch darin begründet, dass diese Gegenwart beinahe unerreichbar fern lag. Bis 1989 gab es im Westen nur wenige Bilder des gegenwärtigen Kaliningrad, hingegen mehrere Bildbände mit Aufnahmen Königsbergs vor seiner Zerstörung.³ Weil über die neue Gestalt der Stadt weitgehend Unklarheit herrschte, ließ sich über das deutsche Königsberg umso leichter fantasieren. Königsberg wurde zu einem deutschen Atlantis.

Informationen über die aktuelle Lage in Kaliningrad waren auch kaum zu bekommen. Lange Zeit waren die Aussagen der nach Deutschland Deportierten die einzige Informationsquelle – entsprechend fiel mancher der Berichte aus. Im Jahr 1954 meldete beispielsweise die Wochenzeitung „Die Zeit“, in Kaliningrad hätten die sowjetischen Behörden gezielt „asiatische Fischer“ angesiedelt, weil diese angeblich politisch besonders zuverlässig seien. In Ostpreußen herrsche seit 1947 eine Wolfsplage, es seien „besonders diejenigen Rudel gefürchtet, die von alten, erfahrenen Tieren angeführt werden. Ihnen ist sehr schwer beizukommen, obwohl man sogar Scharfschützenabteilungen der Roten Armee gegen sie einsetzte.“⁴

Das sowjetische Kaliningrad blieb jahrzehntelang ein weißer Fleck, eine Terra incognita – zwischen 1945 und 1989 reichte das verfügbare Material für kaum ein Dutzend Berichte in deutschen Zeitungen über diese Stadt. Selbst die recht dürren Auskünfte eines schwedischen Matrosen⁵ oder amerikanischer Diplomaten, die Kaliningrad auf der Durchreise besucht hatten, stießen auf Interesse. Kaliningrad zu betreten, war für deutsche Journalisten bis weit in die Zeit der Perestrojka hinein eines der letzten Abenteuer, die der europäische Kontinent zu bieten hatte.⁶

² H[ans] B[ender]: Der fortschrittlichste Atlas der Welt. In: Die Zeit Nr. 20 vom 20. Mai 1954, S. 3.

³ Z. B. Martin Kakies: Königsberg in 144 Bildern. Leer 1954.

⁴ In Ostpreußen heulen die Wölfe. In: Die Zeit Nr. 2 vom 14. Jan. 1954, S. 11.

⁵ Jan Sörensen: Königsberg: Deutsche Stadt heute Sperrzone der Sowjets. In: Berliner Morgenpost vom 12. Juli 1970.

⁶ Olaf Ihlau: Einmal Kaliningrad bitte! Neun Stunden in einer verbotenen Stadt. In: Süddeutsche Zeitung Nr. 245 vom 24. Okt. 1987.

Beispielhaft dafür ist ein großer Artikel im Magazin „Stern“ aus dem Jahr 1980: Der Korrespondent fuhr illegal in Begleitung zweier litauischer Freunde heimlich nach Kaliningrad und veröffentlichte seinen Artikel anschließend unter Pseudonym. Der Autor sah sich in erster Linie nach den Resten des alten Königsberg um und fand wenig davon: „Wo sich vor 40 Jahren eine Vielzahl von Straßen, Gassen und Stegen entlang des Neuen Pregel verästelte, gibt es jetzt nur eine breite Rollbahn: den Moskauer Prospekt.“⁷

Gut zehn Jahre zuvor hatte der Kreml dem Moskau-Korrespondenten des „Stern“ Dieter Stein, einem gebürtigen Königsberger, noch offiziell gestattet, seine einstige Heimatstadt zu besuchen. Sein Text zeichnet sich dadurch aus, dass er zwar auf das weitgehende Verschwinden der deutschen Stadt eingeht (u. a. erwähnt er den Trümmerhaufen des gerade eben zerstörten Stadtschlosses) sowie auf die langen Jahre der Stagnation, den schleppenden Wiederaufbau hinweist, aber auch die neue Stadt als einen lebendigen Ort darstellt, der in vielem freier und liberaler sei als die Hauptstadt Moskau: „Die Menschen geben sich selbstbewusster, ungezwungener, lockerer“, beschrieb Stein seine Eindrücke, die Jugend sei frecher, ziehe sich bunter und schicker an als in der sowjetischen Hauptstadt, „Jungens mit Beatles-Haarschnitt sind keine Seltenheit.“⁸ Es war die Zeit, als der Moskauer Vertrag zwischen den Sowjetunion und der Bundesrepublik Deutschland vorbereitet wurde. Im Zeichen der Entspannungspolitik waren für einen kurzen Moment beide Seiten um eine gewisse Offenheit bemüht.

In der Spätphase der Perestrojka wurde Kaliningrad schließlich im August 1990 (zunächst vorübergehend) für Touristen zugänglich. Die ersten Berichte aus dieser Zeit schildern die Einfahrt in das Gebiet und die Stadt noch als eine Art Safari, voller Gefahren und Unwägbarkeiten für die Reisenden – einige waren offensichtlich fast ein wenig enttäuscht, als sie, von Litauen her in das ehemalige Sperrgebiet einreisend, auf keine Schlagbäume trafen: „Je näher wir dem „Grenzübergang“ bei Tilsit kommen, umso größer wird die Spannung. Sind unsere Visa einwandfrei?“, heißt es in einem Bericht der „Zeit“ vom August 1990. „Doch welche Überraschung: Das Milizhäuschen ist verwaist, niemand versperrt uns den Weg, niemand will unsere Papiere sehen.“⁹ Diese Erfahrung machten alle deutschen Reisepioniere; wie der erwähnte Stern-Bericht von 1980 zeigt, war das geschlossene Gebiet auch in den Jahrzehnten zuvor gar nicht so hermetisch verschlossen, wie es aus westlicher Sicht schien.

Mit der spät-sowjetischen Wirklichkeit der Stadt konfrontiert, zerplatzten all die Träume, die sich mit Königsberg noch verbunden hatten – zu deutlich war der Bruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Marion Gräfin Dönhoff, die Kaliningrad als eine der ersten Deutschen bereits im August 1989 besuchen durfte, schilderte den Schock, der wohl die meisten Deutschen überkam, die noch das alte Königsberg gekannt hatten. In ihrem Reisebericht prägte sie eine Formulie-

⁷ In: Der Stern (1980), S. 164–172, 181.

⁸ Dieter Steiner: Kaliningrad ist nicht Königsberg. In: Der Stern 29 (1969), S. 26–36, 138f.

⁹ Armin Guhl: Stadt ohne Seele. In: Die Zeit Nr. 34 vom 17. Aug. 1990, S. 57.

rung, die das deutsche Bild der Stadt für die kommenden Jahre prägen sollte. „Würde ich hier in dieser Stadt von einem Fallschirm abgesetzt und befragt, wo ich sei“, schrieb sie über ihren Besuch, „so würde ich antworten: vielleicht in Irkutsk. Nichts, aber auch gar nichts erinnert mehr an das alte Königsberg. Ich hätte an keiner Stelle sagen können: Dies war früher der Paradeplatz, oder: Hier stand das Schloss. Es ist, als ob ein Bild übermalt worden ist, niemand weiß, dass sich darunter eine andere Szenerie befand.“¹⁰

Kaliningrad und das Gebiet erschienen umso deprimierender, als der gegenwärtige Zustand mit einem verklärten Bild der Vergangenheit verglichen wurde. In dem bereits zitierten Artikel aus der „Zeit“ vom August 1990 heißt es beispielsweise: „Verwilderte Gärten, mit niedrigem Gestrüpp überwachsenes Ackerland, versumpfte Wiesen – wenig erinnert daran, dass hier einmal eine Kornkammer Deutschlands war.“ Übersehen wurde dabei, dass Ostpreußen schon vor dem Ersten Weltkrieg seine Funktion als „Kornkammer“ eingebüßt hatte, weil die Landwirtschaftsbetriebe nicht konkurrenzfähig arbeiteten, und die Region spätestens in der Zwischenkriegszeit als „strukturschwache Region“ gelten musste.

Aus deutscher Sicht erschien Kaliningrad in den 1990er Jahren allerdings als eine Art schwarzes Loch an der Ostsee, als die Stadt mit der höchsten Rate an HIV-Infektionen Russlands und soziales Notstandsgebiet. Bezeichnend für diese Sichtweise war, dass die Fotoredaktion der Süddeutschen Zeitung zwei Artikel über Kaliningrad hintereinander mit dem gleichen Foto illustrierte: Darauf war ein beinloser Bettler auf einem Rollbrett zu sehen, der vor dem Dohnaturm, einem Überrest der alten Stadtbefestigung, auf Almosen wartete.

Der deutsche Blick auf Kaliningrad und das Gebiet wurde aber auch durch die Konzentration der Presse auf die geopolitischen Probleme beeinflusst, die nach dem Zerfall der Sowjetunion entstanden waren. So hielt sich lange das skurrile Gerücht, Gorbačev habe der deutschen Regierung im Jahr 1990 das nördliche Ostpreußen für 70 Milliarden DM zum Kauf angeboten, Genscher habe die Offerte aber aus Gründen der *Political correctness* und wegen der absehbaren finanziellen Belastungen durch die Wiedervereinigung mit der DDR abgelehnt. Im November 1991 schlug Marion Gräfin Dönhoff vor, das Gebiet um Kaliningrad bis zur Herstellung einer Konföderation Ost- und Westeuropas unter die gemeinsame Verwaltung von Russland, Polen, Litauen und Deutschland (beziehungsweise Schweden) zu stellen. Gerade in dieser Zeit sprachen sich auch einige Bundestagsabgeordnete der CDU offen dafür aus, den Russlanddeutschen im Gebiet um „Königsberg“ die Möglichkeit zur Ansiedlung zu geben, und der Deutsche Ostdienst des Bundes der Vertriebenen kommentierte wohlwollend die Forderung der rechtsradikalen „Republikaner“ nach einer „Vollendung der deutschen Einheit“ einschließlich der ehemaligen deutschen Ostgebiete. Solche Vorstöße waren zwar Außenseiterpositionen (die erwähnten Bundestagsabgeordneten waren Hinterbänkler), doch erzeugten sie nicht nur auf russischer Seite Misstrauen, sondern sorgten auch dafür, dass das Thema „Königsberg/Kaliningrad“ auf deutscher Seite

¹⁰ Marion Gräfin Dönhoff: Reise ins verschlossene Land. In: Die Zeit Nr. 36 vom 1. Sept. 1989, S. 3.

auf Jahre hinaus ein Nischenthema blieb – kaum jemand wollte mit solch politisch zweifelhaften Ideen in Verbindung gebracht werden.¹¹

Es blieben neben den Abenteurern also vorerst vor allem die Heimwehtouristen, die mit dem Bus oder dem neu eingerichteten Königsberg-Express in die ehemalige Hauptstadt Ostpreußens fuhren und sich dort auf die Suche nach den Überresten ihres alten Lebens machten. Verständlicherweise blieb ihr Blick in erster Linie auf die deutsche Vergangenheit gerichtet – sie begaben sich auf die Reise durch eine virtuelle Stadt. Das sowjetische Kaliningrad wurde demgegenüber kaum als eigenständige Epoche wahrgenommen, oder wenn doch, so als ein Schleier, der sich über die Vergangenheit gelegt hatte und den man zerreißen musste. Das erste Buch, das in Deutschland in einem größeren Umfang Bildmaterial aus dem modernen Kaliningrad präsentierte, stellte diese Fotos neben Vergleichsaufnahmen aus dem alten Königsberg. Dieser Vergleich von „damals und heute“ war zuweilen erstaunlich. Auf einigen der aktuellen Fotos war „nichts“ zu sehen, jedenfalls nichts, was einem gewöhnlichen Besucher auffallen würde, der nicht wüsste, das auf der abgebildeten Brache dieses oder jenes Gebäude gestanden hatte.¹² Es ist bezeichnend, dass einer der Artikel aus dieser Zeit mit dem Titel „Unter dem Pflaster die Stadt“ versehen wurde. Dass sich auch über dem Pflaster eine Stadt befand, wurde von dem Autor völlig ausgeblendet.¹³ Paradoxerweise schwächte sich der Mythos vom „preußischen Atlantis“ durch die Konfrontation mit der Gegenwart also nicht ab, sondern verstärkte sich noch weiter. Zum Symbol wurden in dieser Zeit die gusseisernen Kanaldeckel aus deutscher Zeit, auf denen noch der Namenszug des ehemals wichtigsten Industriebetriebs der Vorkriegszeit prangt: „Firma Steinfurth aus Königsberg in Ostpreußen“.

In Deutschland stieg Königsberg/Kaliningrad jedoch erst nach der Jahrtausendwende zu einem Thema auf, das breitere Schichten interessierte. Mit der Aufnahme Litauens und Polens in die EU und in den Schengen-Raum ergaben sich für die russischen Staatsbürger im Kaliningrader Gebiet zwar im Alltag zunächst eine ganze Reihe von Problemen, die leidigen Phantastereien der postsowjetischen Phase aber waren auf europäischer Ebene endlich kein Thema mehr: Von dieser Last befreit, war es nun sowohl Russen als auch Deutschen möglich, sich in aller Offenheit der Geschichte der Stadt zuzuwenden. Passenderweise klärten sich diese Verhältnisse rechtzeitig zum Doppeljubiläum in den Jahren 2005/2006 als zunächst der 750. Gründungstag der Stadt und dann ihre Umbenennung in Kaliningrad gefeiert wurden. Bezüglich der deutschen Sicht war zweierlei bemerkenswert: Das moderne Kaliningrad wurde erstmals als eine aufstrebende Stadt wahrgenommen, und das Bild des alten Königsberg wurde gewissermaßen von einer dicken Schicht süßlichen Marzipans befreit. Hier ist in erster Linie das gewaltige Werk von Jürgen

¹¹ Michael Kumpfmüller: Königsberg und andere Kleinigkeiten. In: Die Zeit Nr. 14 vom 1. Apr. 1994, S. 49.

¹² Willi Scharloff: Königsberg – damals und heute. Bilder aus einer verbotenen Stadt. Leer 1992.

¹³ Per Landin: Unter dem Pflaster die Stadt. Spurensuche in dunklem Land. Besuch in Königsberg. In: Kulturpolitische Korrespondenz 950 (1995), S. 5–8.

Manthey zu nennen, der das traditionelle Bild Königsbergs kräftig gegen den Strich bürstete. Die Stadt, die in den Erinnerungen der Deutschen oftmals als eine Biedermeieridylle gezeichnet wurde, und die sowohl Deutsche wie Russen vor allem als Sitz des Deutschen Ordens und Krönungsort der preußischen Könige in Erinnerung hatten, zeichnete Manthey in ganz neuen Farben – als die „Hauptstadt einer Weltbürgerrepublik“ nämlich. In einem Interview erklärte er dazu, Königsberg sei „eine einzige Geschichte der Opposition gegen den Preußengeist, gegen die Monarchie, gegen den preußischen Absolutismus. Es ist eine Bürgeropposition, eine ewige Auseinandersetzung mit den zentralistischen Kräften erst in Preußen und später in Deutschland.“ Johann Gottlieb Fichte, der im Königsberger Exil 1806 seine pathetische „Rede an die deutsche Nation“ vorbereitet hatte, war in der damals weltoffenen Stadt auf wenig Sympathie gestoßen, wie Manthey nachweisen konnte; später klagte der Philosoph, die Königsberger hätten kein Herz, sondern an dessen Stelle nur einen „erweiterten Magen“. Manthey brachte in seinem großen Buch auch eine Reihe von Personen wieder mit Königsberg in Verbindung, deren Herkunft und Prägung in Vergessenheit geraten war. Reformer Theodor von Schön, Sozialdemokraten wie Hugo Haase und Otto Braun, Preußens Ministerpräsident in der Weimarer Republik, und insbesondere Hannah Arendt. Sie hatte 1964 im Gespräch mit Joachim Fest über ihre Jugenderinnerungen an Königsberg erklärt: „In meiner Art zu denken und zu urteilen komme ich noch immer aus Königsberg.“ Manthey widerstand zugleich der Versuchung, Königsberg erneut in allzu freundlichen Tönen zu zeichnen. Die politische Entwicklung in der Hauptstadt Ostpreußens nach dem Ersten Weltkrieg, als an der die „Grenzlanduniversität“ Albertina schließlich Gelehrte wie Theodor Schieder, Werner Conze oder Arnold Gehlen den Ton angaben, und die literarische Szene von völkischen Dichter wie Ernst Wiechert oder Agnes Miegel beherrscht wurde, ist wohl noch nie so umfassend in einem populärwissenschaftlichen Buch dargestellt worden.